

**Gisela Hermes**

**Liebe Gisela Hermes, danke das Sie heut Zeit gefunden haben, um mit mir über Ihr Leben mit einer Behinderung, über Ihr behindertenpolitisches Engagement in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung zu sprechen.**

## **Biografisches**

### **Was für eine Behinderung haben Sie und wie haben Sie als Kind damit gelebt?**

Mit neun Monaten bin ich an Kinderlähmung erkrankt und seitdem sind meine Beine gelähmt. Als Kind musste ich mit Orthesen und Krücken herumlaufen. Ein Rollstuhl wurde gar nicht Betracht gezogen, denn man hat damals darauf geachtet, solche Kinder möglichst auf die Beine zu stellen und nicht behindert aussehen zu lassen. So bin ich jeden Tag einen Kilometer in die Regelschule gelaufen und bis zu meinem zehnten Lebensjahr in meiner Familie aufgewachsen. In der Grundschule bin ich behandelt worden wie alle anderen Kinder auch. Ich habe eben nur nicht alles mitmachen können. Im Sportunterricht, beim Ballspielen zum Beispiel, habe ich dann andere Aufgaben bekommen, ich musste zum Beispiel Schiedsrichterin sein. So war ich immer aktiv beteiligt. Ich hatte also meine Beeinträchtigung, aber ich hatte kein Bewusstsein davon, dass ich anders wäre. Heute würde man sagen: Ich war voll integriert oder die Schule war inklusiv.

### **Wie hat Ihre Behinderung Ihr Elternhaus geprägt? Oder haben Sie es als ebenso inklusiv erlebt wie Ihre Schule?**

Meine Eltern haben versucht, keine Unterschiede zwischen uns Kindern zu machen, wobei ich im Nachhinein denke, als nichtbehindertes einziges Mädchen wäre ich wahrscheinlich anders erzogen worden, mehr auf die Mädchenrolle hin. Meine Familie ist katholisch und sehr traditionell. Meine Mutter war Hausfrau, ohne Berufsausbildung. Nun bin ich aber nicht in eine Mädchenrolle hinein erzogen worden, sondern genauso behandelt worden wie meine vier Brüder. Ich hatte sogar den gleichen Haarschnitt. Dahinter steckte allerdings die Vorstellung, dass ich ja niemals einen Partner finden und heiraten würde, wie mir später meine Eltern immer wieder subtil vermittelt haben. Die traditionelle Frauenrolle würde ich als behinderter Mensch nicht ausfüllen können. Deshalb wäre es für mich wichtig, durchsetzungsfähig und leistungsfähig zu werden und mein Köpfchen einzusetzen. Ich selbst habe keinen Unterschied zu meinen Brüdern wahrgenommen, bis auf eine Ausnahme: Wenn ich mal zu wild getobt habe und meine Orthese dabei kaputtging, dann konnte ich drei Tage nicht in die Schule gehen, weil das Ding repariert werden musste. Da saß ich dann zu Hause und habe gelesen. Meine Brüder nicht. Ich habe schon sehr früh angefangen zu lesen und mich für die Welt zu interessieren. Ich bin darin auch sehr gefördert worden. Mit zehn Jahren kannte ich die Bücher der Kinderbibliothek auswendig.

### **Von welchen Büchern wurden Sie damals besonders angesprochen?**

Pippi Langstrumpf war mein großes Vorbild, mein Mädchenideal. Dann fand ich Lederstrumpf und Winnetou klasse. Ich glaube, ich habe sämtliche Kinderbuch-Klassiker von damals gelesen.

### **Was hat Sie an Pippi Langstrumpf besonders fasziniert?**

Die war nicht das klassische Mädchen. Ich fand sie sehr kreativ, sie hat für alles eine Lösung gefunden, teilweise auch sehr lustige Lösungen. Das hat mir damals unwahrscheinlich gut gefallen. Noch heute liebe ich Kreativität, und ich liebe Querdenken, Dinge miteinander zu verknüpfen, die man normalerweise vielleicht gar nicht miteinander verknüpfen würde, irgendetwas Neues zu schaffen.

### **Wie wurden Sie in Ihrer Schulzeit von Ihren Mitschülern aufgenommen?**

Ich habe mich bis zu meinem zehnten Lebensjahr nicht als anders wahrgenommen, im Gegenteil: Ich war sehr anerkannt, auch weil ich bei allen Spielen, bei Kämpfen und Prügeleien immer dabei war. Ich habe mich mit meinen Krücken gewehrt. Ich bin mit den Jungs auf Bäume geklettert und habe meine Krücken unten liegen lassen. Ich war immer mittendrin, und ich glaube, dass meine Eltern und auch die Lehrer und Lehrerinnen das sehr gefördert haben. Die haben mich nie spüren lassen, dass ich irgendwie anders wäre. Heute haben Lehrer große Berührungängste bei behinderten Schüler\*innen, weil sie denken, sie bräuchten für diese Kinder eine spezielle Ausbildung. Jahrzehntlang hat man ja den Umgang mit behinderten Schüler\*innen den Sonderschulen überlassen. Ich glaube, viele der heutigen Lehrer\*innen können sich eine Scheibe abschneiden von meinen Grundschullehrer\*innen. Für die war ich wie ich war, und sie mussten sich für mich eben etwas einfallen lassen.

Ich war auch bei allen Schulausflügen dabei. Dann wurde ich in einen Holzbollerwagen gesetzt und mitgenommen. Ich hatte eine schöne Kindheit.

### **Bis zu Ihrem zehnten Lebensjahr ...**

Da gab es einen großen Schnitt. Es ging um die Frage der weiterführenden Schule. Ich hatte ein Einser-Zeugnis und sollte aufs Gymnasium. Aber in Osnabrück gab es kein einziges Gymnasium, das ein Kind mit Beinschienen und Krücken aufgenommen hätte. Ich bin überall abgelehnt worden. Da war ein Internat in der Nähe von Kassel die Lösung. Es war ein Modellprojekt für besonders begabte körperbehinderte Kinder, die sonst nirgends aufgenommen wurden. Dort war ich dann mit siebzig anderen behinderten Kindern zusammen. Modellhaft war, dass wir als Internatsbewohner\*innen eine Regelschule besuchten. Wir wurden morgens mit dem Internatsbus hingefahren. In den Klassen waren überwiegend nichtbehinderte und jeweils drei oder vier behinderte Kinder. Das war die Idee der Integration. Dieses Modellprojekt war schon in den 1950er Jahren entstanden und für die damalige Zeit sicher etwas ganz Besonderes. Aber damals ist mir meine Behinderung das erste Mal überhaupt bewusst geworden. Außerdem war ich von meiner Familie getrennt, was sehr schmerzhaft für mich war. Ich hatte immer das Gefühl, ich würde dafür bestraft, dass ich anders bin, ich würde ausgegrenzt, weil ich nicht genauso laufen konnte wie andere Kinder. Das war für mich eine sehr prägende Erfahrung. Ich habe dieses Ausgegrenztsein als ganz große Ungerechtigkeit empfunden, weil ich ja zuvor erlebt hatte, dass es auch anders ging.

## **Frühe Politisierung**

### **Wie haben Sie das Ausgegrenztsein überwunden?**

Das starke Heimweh war nur am Anfang da. Dann hatte ich auch gute Phasen im Internat, weil ich mit Gleichaltrigen zusammen war. Ich konnte Erfahrungen machen, die ich zu Hause so nie hätte machen können. Ich konnte mir große Freiheiten herausnehmen. Es war ja Ende der 1960er Jahre, und in dieser Zeit hatten wir eine Menge Zivildienstleistende, die durch die 68er-Bewegung geprägt waren. Damals ging das ja gerade los, dass Autoritäten, Hierarchien und enge Richtlinien in Frage gestellt wurden. Diese ganze politische Bewegung hatte auch unser Internat erfasst. Ich war von Anfang an involviert. Solche Erfahrungen hätte ich natürlich niemals im Elternhaus machen können, in unserem kleinen bürgerlichen Dorf. Mir ist von damals als Erkenntnis im Kopf geblieben, dass ich, nur, weil ich nicht der Norm entspreche, anders behandelt werde und es für mich Sonderwege gibt, und dass ich das als Ungerechtigkeit empfinde, gegen die ich ankämpfen muss. Im Internat wurde ich also zu einem sehr politisch denkenden Menschen. Mit dreizehn war ich die jüngste Schülervertreterin. Da habe ich gelernt, dass ich Rechte als Mensch habe und dass ich diese Rechte auch durchsetzen kann. Wir haben immer mit der Heimleitung und den Erzieher\*innen am Tisch gesessen und über Regeln diskutiert und uns gestritten ohne Ende, weil wir mehr Rechte und Freiheit wollten. Das alles hat mich politisch stark geprägt.

Etwas anderes, was ich aus meiner Internatszeit mitgenommen habe, war, sportlich aktiv zu sein. Es gab im Internat viele Sportaktivitäten, und der Heimleiter hat dafür gesorgt, dass wir auch auf nationaler und internationaler Ebene mitspielen konnten. **So war ich mit dreizehn auf den Paralympics die jüngste Teilnehmerin. Das war natürlich auch für mein Selbstwertgefühl großartig. Ich konnte körperlich an meine Grenzen gehen und Erfolg haben. Ab vierzehn Jahren habe ich dann Basketball in der Frauen-Nationalmannschaft gespielt und zwar recht lange. Das war für mich auch eine Möglichkeit, rauszukommen, international unterwegs zu sein. Insgesamt war ich bei drei Paralympics dabei. Durch den Teamsport habe ich gelernt zu kämpfen, Ambitionen zu haben, Niederlagen einzustecken, nicht aufzugeben und Teamgeist zu entwickeln, im Team meine Rolle zu spielen. Diese Fähigkeiten haben sich auf mein ganzes späteres Leben ausgewirkt. So war meine Internatszeit sehr prägend für meinen politischen und meinen sportlichen Weg.**

### **Was oder wer hat sie zum Anfang ihres politischen Engagements intellektuell beeinflusst?**

Es gab viele Zivildienstleistende, die ihre politischen Ideen mitgebracht haben. Und es gab ältere Schülerinnen und Schüler, die viel Kapitalismuskritik gelesen und mich beeinflusst haben. Karl Marx und Friedrich Engels waren Vorbilder im Denken, und für mich auch ganz früh die Schriftstellerinnen der Frauenbewegung, vor allem Simone de Beauvoir. Oft haben wir nach dem Abendessen in großer Runde zusammengesessen, es wurde Gitarre gespielt und diskutiert. Wir haben natürlich überlegt, wie wir das Gelesene auf unsere Situation übertragen könnten und dann festgestellt, dass wir auch im Internat repressiv behandelt wurden. Dagegen haben wir uns aufgelehnt, einmal sogar mit einem Hungerstreik für einen linken Erzieher, dem gekündigt worden war. Er hatte uns darin unterstützt, unseren Alltag stärker selbst zu bestimmen und nicht nach einem strengen Tagesablauf leben zu müssen. 70 Schüler und Schülerinnen haben an dem Hungerstreik

teilgenommen, worauf die Heimleitung uns nach Hause zu unseren Eltern geschickt hat, weil sie unsere Aktion medizinisch nicht verantworten wollte. Der Erzieher wurde zwar nicht wieder eingestellt, aber der Heimleiter wurde abgesetzt. Das war ein sehr starkes Erlebnis, dass wir als Gruppe etwas zusammen erreichen konnten.

## Frauenbewegung trifft Behindertenbewegung

**Wie hat sich Ihr politische Engagement, auch das für Ihre eigenen Rechte, nach dem Abitur weiterentwickelt?**

Sobald ich achtzehn war, habe ich das Internat verlassen. Ich habe es als zu einschränkend empfunden und mir eine eigene Wohnung genommen. In dieser Zeit habe ich an großen politischen Demonstrationen teilgenommen, an Friedensdemonstrationen beispielsweise und habe mich für die Gründung von Fraueninitiativen interessiert. Es gab damals die DFI (Demokratische Fraueninitiative), eine große feministische Initiative. Ich bin zur Gründungsveranstaltung nach Kassel gefahren. Für diese Ideen habe ich mich interessiert und mich dadurch weiterentwickelt. Nach dem Abitur bin ich nach Marburg gezogen und habe dort Diplom-Pädagogik studiert. Mein Studium begann mit einem großen Studierendenstreik, mit Blockaden und vielen Aktionen gegen Personalmangel, überfüllte Vorlesungen, überhaupt gegen schlechte Studienbedingungen. Ich habe mich einer Theatergruppe angeschlossen und mich in der Fachschaft gleich politisch verankert. Ein anderes großes Thema war für mich die Frauenbewegung, also nicht die Behindertenbewegung – im Gegenteil, ich war zunächst froh, aus diesen ganzen Behindertenkreisen raus zu sein. Das Internat hatte ich ja immer als eine künstliche Welt empfunden. Ich hatte dort zwar Freundinnen und Freunde, aber wir waren eben ausschließlich Menschen mit Behinderung. Das fand ich unnatürlich, die sogenannte Integration hatte nicht stattgefunden in diesem Modellprojekt, weil die Einrichtung weit außerhalb auf einem hohen Berg lag. Wir blieben völlig unter uns, insbesondere in der Freizeit. Deshalb wollte ich im Studium am liebsten gar nichts mehr mit behinderten Menschen zu haben und habe in meiner Marburger Zeit erst einmal keine Kontakte gesucht zu anderen behinderten Menschen. Dafür habe ich mich ins Leben reingestürzt, in die Fachschaft, in die Frauenbewegung und habe dann zusammen mit Anderen eine Paragraf 218-Gruppe gegründet. Das war damals das große Thema in der Frauenbewegung: das Recht auf den eigenen Körper, die Entscheidung darüber, ob eine Frau Kinder bekommen will oder nicht. **Mit nichtbehinderten Frauen habe ich dann eine Gruppe gegründet, aber nach einiger Zeit gemerkt, dass zum Beispiel das Thema Abtreibung für nichtbehinderte Frauen ein ganz anderes Thema war als für behinderte Frauen. Behinderten Frauen wurde ja gar nicht erst zugestanden, ein Kind zu bekommen. Es schien klar, dass wir behinderte Frauen in jedem Fall abtreiben lassen würden, falls wir einmal schwanger werden sollten. Nichtbehinderte Frauen hingegen mussten dafür kämpfen, abtreiben zu dürfen. Das war eine ganz andere Sichtweise. Da habe ich gemerkt: Frau sein mit Behinderung ist anders als Frau sein ohne Behinderung, und als Frau mit Behinderung gehöre ich bei den anderen gar nicht richtig dazu. Meine Themen kommen bei denen gar nicht richtig vor. Das hat mich sehr nachdenklich gemacht.** Anfang der 1980er Jahre hat sich dann die Krüppelinitiative Marburg (KRIM) gegründet. Das waren überwiegend behinderte Menschen, aber auch ein paar nichtbehinderte. Die haben gemeinsam für die Rechte behinderter Menschen gekämpft. Denen habe ich mich angeschlossen und mich dort gleich zu Hause gefühlt. Das heißt nicht, dass ich nicht mehr in der Frauenbewegung aktiv war, aber ich habe doch gemerkt, wie wichtig es war, die Sichtweise auf Behinderung zu verändern und für die Rechte behinderter Menschen zu kämpfen. Ich war also auf mehreren Ebenen aktiv. In der KRIM haben wir vor allem Aktionen zum Thema Barrierefreiheit gemacht oder zur Veränderung der Sichtweise auf behinderte Menschen. Dort haben wir ganz früh auch eine Frauengruppe behinderter Frauen gegründet. Wir haben uns darüber ausgetauscht, wie das für uns war, eine Frau mit Behinderung zu sein, wie wir unseren Körper empfanden, was uns von der Gesellschaft gespiegelt wurde, und worin der Unterschied bestand zu behinderten Männern – also erst mal Selbsterfahrung ohne Ende. Wir haben zum Beispiel unsere Körper aus Ton geformt und dann darüber gesprochen, wie wir unsere nicht der Norm entsprechenden Körper empfinden. Daraus entstand dann die erste Ausstellung in Deutschland zum Thema Frauen mit Behinderung, eine freche, witzige Ausstellung zusammen mit Marburger Fotograf\*innen. Das war eine sehr bewegende Zeit für mich: sowohl in der Behindertenbewegung, in der Frauenbewegung behinderter Frauen, und gleichzeitig war ich zusammen mit nichtbehinderten Menschen in der Uni politisch aktiv. Ich war immer ein sehr politisch denkender Mensch. Das hat sich durch mein ganzes Leben gezogen.

## Von der Universität an die Universität

**Wie ging es nach dem Studium weiter? Wie war die Einmündung ins Berufsleben?**

Das Studium war ja mehr über mich gekommen. Ich wusste nicht recht, ob ich Psychologie oder Pädagogik studieren sollte, dann bekam ich durch die ZVS (Zentrale Vergabestelle für Studienplätze) einen Studienplatz in

Pädagogik angeboten. Den habe ich genommen, obwohl ich Psychologie noch spannender gefunden hätte. Aber ich habe es nicht bereut. Weil ich repressive Pädagogik im Internat ja am eigenen Leib zu spüren bekommen habe, habe ich mich schon früh für alternative Pädagogikansätze interessiert, zum Beispiel für Alternativschulen. Der sowjetische Pädagoge Anton Semjonowitsch Makarenko war für mich sehr prägend gewesen, der war mit jungen Menschen, die aus der Gesellschaft herausgefallen sind, ganz anders umgegangen als üblich, nicht autoritär. Diese Ideen wollte ich auch einmal in meine berufliche Tätigkeit einbringen. Zu Beginn meines Studiums wollte ich eigentlich später einmal Heimpädagogin werden und dann alles besser machen als meine eigenen Erzieherinnen und Erzieher. Während des Studiums merkte ich aber schnell, dass ich Heime grundsätzlich ablehne. Also kam Heimpädagogik für mich nicht mehr in Frage. Nach Beendigung meines Studiums hatte ich dann eine Phase, in der ich nicht so recht wusste, was ich machen sollte. Ich habe mich aber schon immer dafür interessiert, zum Thema Behinderung wissenschaftlich zu arbeiten. An der Universität Kassel bekam ich dann meine erste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin. In der Ausschreibung wurde ein Bewerber bzw. eine Bewerberin mit Behinderung gesucht, das war damals, Mitte der 1980er Jahre, etwas ganz Neues. Das Arbeitsamt hat mir die Stelle angeboten, und ich bekam sie sofort. Ich habe dann drei Jahre an der Universität in Kassel in einem Forschungsprojekt gearbeitet und auch Lehrveranstaltungen halten müssen. Das heißt, ich war von einem Tag auf den anderen von der Studierenden zur Lehrenden geworden. In meinen Vorlesungen waren die Studierenden älter als ich, da musste ich mich erst einfinden. Aber das kannte ich schon durch meine Internatszeit: ins kalte Wasser springen. Und auch durch den Sport und durch meine politische Arbeit war ich es gewohnt, Herausforderungen anzunehmen und zu bewältigen. So habe ich gleich einen tiefen Einblick in die Wissenschaft bekommen. Mein mir vorgesetzter Professor hat mir extrem viele Freiheiten gelassen. Das war gut für mich und für ihn, denn mit Freiheit kann ich gut umgehen. Dann wurde ich schwanger, die Stelle lief aus, ich bekam mein Kind und blieb erst mal zu Hause.

## Empowerment zum selbstbestimmten Leben

### Wie kam es zur Gründung von bifos e.V.?

Als mein Kind sechs Monate alt war brauchte ich eine neue Herausforderung und begann in Kassel mit einem Studium der Supervision. Parallel dazu habe ich 1992 das Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben behinderter Menschen aufgebaut, das bifos e.V. Ich war in Kassel von Anfang an auch politisch aktiv. Das begann mit einem Treffen, zu dem ein behinderter Angestellter des Gesundheitsamts alle behinderten Menschen Kassels eingeladen hatte. Bei diesem Treffen habe ich zusammen mit anderen Menschen eine politische Initiative gegründet, die unsere Lebensbedingungen vor Ort verbessern sollte. Daraus sind verschiedene Initiativen hervorgegangen, zum Beispiel ein ambulanter Dienst und eine Beratungsstelle für behinderte Menschen, deren Verein fab e.V. ich damals mitgegründet habe. Aber 1992, als ich für mich eine berufliche Perspektive suchte, habe ich mir überlegt, was ich kann und was ich arbeiten will. Ich wollte gern meine politischen Aktivitäten im Bereich Selbsthilfe für behinderte Menschen mit dem verknüpfen, was ich auch gut konnte: forschen und lehren. Das hatte ich ja an der Universität gelernt. Da lag es nahe, Empowerment für behinderte Menschen anzubieten. Daraus entstand dann die Idee des bifos e.V. unter dem Dach der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben Behinderte in Deutschland e.V. (ISL). **Ich war dann ca. vierzehn Jahre lang Geschäftsführerin von bifos e.V. Die Idee des Vereins war, behinderte Menschen zu stärken, zu empowern, damit sie überhaupt ihre Rechte kennenlernen und sich trauen, diese wahrzunehmen. Denn wir hatten gemerkt, dass wir wenige Aktive in Deutschland zu viele Aktivitäten zu stemmen hatten und einfach mehr Mitstreiter\*innen brauchten. Außerdem wollten wir erreichen, dass mehr behinderte Menschen politisch denken und sich nicht depressiv zu Hause einigeln, und sie sich dafür einsetzen ihre Lebenssituation zu verändern. Deshalb sollte es auf der einen Seite Empowerment-Schulungen geben, auf der anderen Seite aber auch mehr wissenschaftliche Studien und Forschungsprojekte, die die Perspektive betroffener behinderter Menschen einnahmen. So etwas gab es nämlich überhaupt nicht und gibt es auch heute noch sehr selten. Meistens forschen nichtbehinderte Forscher über behinderte Menschen und nicht mit ihnen. Das wollten wir im bifos ändern. Wir wollten in unseren Studien behinderte Menschen befragen: Wie seht ihr eure Lebenssituation? Was braucht ihr? Was sind eure Vorstellungen, wie das Leben hier in Deutschland sein müsste, damit ihr gut leben könnt und eure Rechte verwirklicht sind?**

## Mutterschaft mit zweierlei Maß

**Ich würde gerne noch einmal das Thema Ihrer Mutterschaft aufgreifen: Wie haben Sie die Situation, als behinderte Frau und Mutter mit einem Kind erlebt und reflektiert?**

Das ist ein langes Kapitel. Lange Zeit konnte ich mir selber überhaupt nicht vorstellen, Mutter zu werden. Ich glaube, dabei hat mich stark beeinflusst, dass Eltern und Verwandte mir immer gesagt hatten, ich als behinderte Frau könne nicht Mutter werden. Als Kind hatte ich bei Familienfesten immer besonders gern mit den kleinen Kindern aus der Verwandtschaft gespielt. Da sagten dann die Tanten: „Ach, wie schade, dass sie nie selbst Kinder haben wird!“ Solche Sätze sind mir als Glaubenssätze im Gedächtnis geblieben. Aber dann hatte ich einen Partner, der einen ganz starken Kinderwunsch hatte. Ich bin heute sehr glücklich darüber. Wir hatten immer wieder lange Diskussionen, aber eines Tages haben wir einfach entschieden: Wir wollen ein Kind. Für mich war es schwierig, mir vorzustellen wie das gehen sollte mit Rollstuhl. Während der Schwangerschaft habe ich mir alle möglichen Kataloge angesehen, was es da an toller Babyausstattung gab. Aber es gab keine Kinderwagen oder Wickeltische für behinderte Mütter. Ich kannte auch keine behinderte Mutter, ich hatte also kein Vorbild. Ich musste mir alle Problemlösungen selbst ausdenken: Wie transportiert man ein Baby mit Rollstuhl? Wie kann ich ein Kind wickeln? Wie kann ich es von einem Zimmer ins andere tragen? Wie kann ich es draußen transportieren? Wie mache ich das, wenn so ein kleines Kind anfängt zu laufen, aber noch keine Risiken abschätzen kann? Wie kann ich meinem Kind Sicherheit geben? Das alles schien mir zunächst unlösbar zu sein, aber in der Situation lösen sich die Probleme dann von allein. Auf meine Schwangerschaft habe ich kaum Reaktionen bekommen. Ich glaube, die Menschen in meiner Umgebung dachten, der dicke Bauch sei Teil meiner Behinderung. Ich bin nie auf meine Schwangerschaft angesprochen worden. Ich hatte damals noch kürzere Haare, und eher wurde gesagt: „Lassen Sie mal den jungen Mann da vor.“ Ich wurde überhaupt nicht identifiziert als Frau mit Behinderung, die schwanger ist. Meine Eltern waren zunächst mal sehr geschockt, als sie von meiner Schwangerschaft hörten. Das war in ihrer Denkweise ja gar nicht vorgesehen, dass ich Mutter würde. Sie haben natürlich gefragt „Wie willst du denn das machen?“, aber dann haben sie sich doch sehr gefreut. Es war nicht ihr erstes Enkelkind, aber dass nun auch ihre Tochter ein Kind bekommen sollte, fanden sie doch großartig. Als mein Kind da war, gab es von der Umwelt schon sehr unterschiedliche Reaktionen: Einmal, zum Beispiel, hatte ich meine Tochter in so einem modernen Tragesack, als wir mit ihr unterwegs waren. Mein Mann war gerade in einen Laden gegangen, und ich wartete draußen mit unserer Tochter in ihrem Tragesack. Da kam eine ältere Dame und sagte, das ginge nicht, dass ich dieses Kind so tragen würde. „Sie wollen wohl, dass es genauso endet wie Sie?“ Solche Sprüche musste ich mir anhören. Das hat mich damals sehr getroffen. Es wurde auch genau beobachtet, wie ich mit dem Kind zurechtkäme. Die ganze Nachbarschaft kannte mich und das Kind. Als meine Tochter vierzehn war, wurde ich einmal von einer Frau angesprochen, die ich noch nie gesehen hatte. Sie fragte: „Was macht denn Ihre Tochter?“ Sie habe früher in meiner Nachbarschaft gewohnt und mich immer beobachtet. Es wurde also schon als etwas sehr Besonderes empfunden, dass jemand wie ich mit einem Kind unterwegs war. Die Menschen kannten so etwas eben nicht. Aber ich fühlte mich dadurch immer unter dem Druck, alles perfekt machen zu müssen. Das hat mich manchmal ziemlich gestresst, wenn mein Kind zum Beispiel im Laden losgebrüllt hat, weil es einen Lutscher wollte und ich den nicht kaufen wollte. Dann habe ich manchmal nachgegeben und ihn trotzdem gekauft, weil ich dachte, jetzt denken die anderen, die Rollstuhlfahrerin hat ihr Kind natürlich nicht im Griff. Aber ich habe im Laufe der Zeit auch mehr Selbstbewusstsein entwickeln können. Zum Beispiel habe ich für mich viele individuelle Lösungen gefunden, wie ich mein Kind transportiere oder einen eigenen Wickeltisch konzipiere oder eine eigene Methode finde, das Kind zu baden. Aber was ich ganz beeindruckend fand, war etwas, das ich sogar bei meiner kleinen Enkeltochter festgestellt habe: Wächst ein Kind mit einem Elternteil mit Beeinträchtigung auf, dann passt es sich der Situation sofort an. Von Anfang an lag meine Tochter als Baby auf meinem Schoß und ich konnte mit ihr durch die Wohnung rollen, ohne dass sie heruntergefallen wäre. Ich hatte das einmal mit dem Baby einer Freundin probiert, weil ich dachte, alle Babys wären so. Aber das ging nicht. Das Kind war das nicht gewohnt und wäre mir fast vom Schoß gehampelt. Da ist mir klar geworden: Kinder wachsen mit der Behinderung ihrer Eltern als einer Selbstverständlichkeit auf und arbeiten mit. Ich weiß das auch von anderen Kindern, deren Eltern zum Beispiel blind sind. Für diese Kinder ist es ganz selbstverständlich, bestimmte Dinge in einer bestimmten Art und Weise zu erledigen. Die gefährden sich dadurch nicht selbst. Das war für mich natürlich eine große Beruhigung, als mein Kind, nachdem es laufen konnte, draußen herumlieft, aber stehenbleibt, sobald ich in einem bestimmten Ton „Stopp!“ gerufen habe. Es ist nie in eine gefährliche Situation geraten, weil es am Tonfall den Unterschied herausgehört hat. Es wusste dann, dass ich es nicht mehr einholen könnte und ist nicht auf die Straße gelaufen. Ich habe natürlich immer darauf geachtet, dass ich nicht in unsichere Situationen geraten bin, teilweise auch mit Unterstützung von Freundinnen, Freunden oder meinem damaligen Partner. Aber es hat sich für alles eine Lösung gefunden. Nur hätte ich mir gewünscht, mich mit anderen Eltern auszutauschen zu können. So habe ich mich manchmal mit Problemen allein gefühlt. Da hat mir das bifos einen wunderbaren Rahmen geboten. Nach der Gründung haben wir viele Tagungen auf bundesdeutscher und auch internationaler Ebene zu Themen durchgeführt, die noch nicht bekannt waren und die ich persönlich sehr wichtig fand. Zum Beispiel habe ich mehrere Tagungen zum Thema „Rechte behinderter Frauen“ organisiert. Und weil ich das wichtig fand und ja auch selber betroffen war, zum Thema „Eltern mit Behinderung“. Diese Tagungen waren der Renner. Es kamen Eltern mit ganz unterschiedlichen Beeinträchtigungen und, womit ich gar nicht gerechnet hatte, auch Eltern mit Lernschwierigkeiten. Das war eine Menschengruppe, die hatten wir damals noch gar nicht auf dem Schirm. Auch als wir das bifos gegründet hatten, hatten wir uns immer für Menschen mit körperlichen

Behinderungen oder mit Sinnesbehinderungen eingesetzt, aber nicht für Menschen mit psychischen Erkrankungen – die hatten sowieso eigene Selbsthilfebewegungen – und schon gar nicht für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die kamen irgendwie nicht vor, die wurden erst ab den 1990er Jahren zum Thema. Aber als ich diese Elterntagungen durchgeführt habe, haben sich plötzlich Eltern mit Lernschwierigkeiten und Ihre Betreuer und Betreuerinnen angemeldet. Das fand ich ganz spannend. Es ist ja eigentlich auch im Sinne des bifos e.V. und der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben (isl e.V.), behinderungsübergreifend zu arbeiten und nicht nur die Interessen einer bestimmten Gruppe zu vertreten. Das konnten wir nun und mussten uns mit dieser Situation auseinandersetzen. Das fand ich eine tolle Herausforderung. Wir haben auf der Tagung dann überlegt, wie wir das hinkriegen können, dass die Eltern mit Lernschwierigkeiten uns auch verstehen, wie wir in leichter Sprache sprechen können. Wir haben dann auch eine Arbeitsgruppe angeboten, in der es um die Interessen von Eltern mit Lernschwierigkeiten ging. Das war alles sehr bunt und vielfältig.

## **bifos e.V. – eine Ära**

**Nach vierzehn Jahren Geschäftsführung im bifos haben Sie sich noch einmal neu orientiert und sind in die Wissenschaft zurückgegangen. Was waren Ihre Gründe?**

Im Grunde hatte ich schon die ganze Zeit über im bifos Lehre und Forschung betrieben. Ich habe immer in unterschiedlichen Projekten geforscht zu den Themen „Frauen mit Behinderung“, „Selbstbestimmung und Selbsthilfe“, „Elternschaft“. In dieser Projektarbeit war ich sehr frei, hatte viele Entscheidungsspielräume. Ein Projekt lief über zwei, drei Jahre, und dabei konnte ich mich immer mit interessanten Themen selbst verwirklichen. Auf der anderen Seite mussten wir uns nach jedem Projektende immer wieder darum kümmern, wie es weitergehen könnte. Das wurde ab Ende der 1990er Jahre zunehmend anstrengend, weil es immer weniger Möglichkeiten gab, Projektmittel zu akquirieren und das bifos vor einer Wende stand. Ich musste mir dann überlegen: Bemühe ich mich noch um neue Projekte oder wo soll meine berufliche Zukunft hingehen? Ich hatte ja immer parallel Lehraufträge an der Universität. Dort gab es einen großen Bedarf, sich mit dem Thema Beeinträchtigung auseinanderzusetzen, und zwar nicht so sehr aus medizinischer Perspektive, sondern aus der Perspektive von Bürgerrechten, also Fragen wie: Wie können wir gesellschaftliche Bedingungen so verändern, dass behinderte Menschen gleichberechtigt leben können? Gleichzeitig war ich an einem Punkt angelangt, an dem ich parallel zu meiner Arbeit im bifos gern noch promoviert hätte. Und als mein Doktorvater an der Universität mir eine Stelle in einem Forschungsprojekt anbot, war das ein fließender Übergang in eine Neuorientierungsphase. Kurz nach meiner Promotion habe ich dann einen Ruf an die Hochschule in Hildesheim angenommen. Das war für mich noch einmal eine Umorientierung. Solche Neuanfänge haben mich immer gereizt. Und hier hat mich gereizt, den Sozialprofis, den Menschen, die später so viel Macht haben über behinderte Menschen und so viel Verantwortung tragen, eine andere Sichtweise vom Thema Behinderung zu vermitteln. Das fand ich sehr wichtig. Das heißt nicht, dass ich das bifos unwichtig fand. Ich habe es auch aus der Ferne immer mehr oder weniger begleitet bzw. verfolgt, was dort stattfand und stattfindet. Dieses laufende Zeitzeugen-Projekt, zum Beispiel, begrüße ich sehr, weil ich es wichtig finde, die Stimmen derer zu hören, die für ihre Selbstbestimmung gekämpft haben und gerade auch den Beginn der Behindertenbewegung mitgeprägt haben. Mittlerweile sind ja viele von ihnen schon verstorben. Viele von uns haben keine besonders hohe Lebenserwartung, da ist so ein Zeitzeugenprojekt umso wichtiger.

**Wenn Sie zurückdenken an Ihre Zeit bei bifos – was waren dort die Highlights für Sie?**

Bifos war ein Highlight für mich vom Anfang bis zum Ende. Ich habe dieses Institut immer mit Leidenschaft betrieben, weil ich das Gefühl hatte, dort unwahrscheinlich viel bewirken zu können. Ein Highlight war zu sehen, wie viele Menschen empowert werden konnten, wie Menschen stark und selbstbewusst geworden sind dadurch, dass sie über ihre Rechte informiert wurden und viel ausprobieren konnten, um diese Rechte einzufordern. Ich habe gesehen, dass behinderte Menschen behinderte Vorbilder brauchen, behinderte Trainer\*innen. Es war wichtig für mich zu sehen, dass dieses Konzept wunderbar funktioniert, das war für mich ein großartiges Erlebnis. An Themen war für mich sehr wichtig, das Peer Counseling in Deutschland zu entwickeln, eine bundesweite Weiterbildung für Trainer\*innen und Berater\*innen. Diese Beratungsweiterbildung läuft mittlerweile seit fast zwanzig Jahren. Das heißt, dass dabei viele, viele Multiplikator\*innen ausgebildet wurden und immer noch werden. Ein weiteres wichtiges Thema war, die Situation behinderter Frauen zu stärken. Bifos hatte dazu mehrere Tagungen durchgeführt, unter anderem eine europäische Frauentagung. Es ging darum, die Rechte behinderter Frauen zu verankern und auf ihre Situation aufmerksam zu machen, die sich stark von der Situation behinderter Männer unterscheidet. Daraus erwuchs dann später ein eigener Verein, das 'Weibernetz', das heute noch sehr aktiv ist. Ein weiteres Thema war Elternschaft und Behinderung. Hier ging es darum, nicht nur Mutterschaft, sondern auch Elternschaft zu publizieren und behinderte Eltern zu stärken. Daraus erwuchs später der Bundesverband behinderter und chronisch kranker Eltern, der immer noch sehr aktiv ist. Anfang 2000 wurden in Deutschland die Disability Studies eingeführt. Das

war im Grunde das, was bifos schon immer gemacht hat, nämlich eine andere Sichtweise auf Behinderung zu vermitteln, die Bürgerrechtsperspektive als Grundlage für Forschung, überhaupt für den Umgang mit Behinderung in der Gesellschaft durchzusetzen.

Diese wissenschaftliche Perspektive gab es im anglo-amerikanischen Raum schon lange. In Deutschland hatten wir keinen eigenen Begriff dafür. Aber in der deutschen Behindertenbewegung hat es ja schon immer Forschungen und Publikationen aus der Perspektive behinderter Menschen gegeben, die konnte man den Disability Studies zuordnen. Das bifos ist gelebte Disability Studies. Wir von bifos haben zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Disability Studies eine Sommeruni in Bremen durchgeführt, mit 500 Teilnehmer\*innen. Das war gegen Ende meiner Zeit bei bifos nochmal ein richtiges Highlight für mich. Zusammen mit Swantje Köbsell und Ottmar Miles-Paul habe ich diese Sommeruniversität organisiert, und wir haben dort vierzehn Tage lang das Thema Behinderung aus allen Perspektiven beleuchtet. Das hat mir ein großes Glückgefühl gegeben. Bei bifos waren und sind aber auch die Weiterbildungen ein ganz zentrales Angebot: Empowerment-Schulungen zur Förderung des politischen Engagements, beispielsweise. Wir haben eine Online-Akademie gegründet, weil ja nicht alle behinderten Menschen regelmäßig zu uns kommen können. Und wir haben die Gruppe von Menschen mit Lernschwierigkeiten – früher hieß es „geistige Behinderung“ – stärker in den Fokus genommen und entsprechende Seminare durchgeführt. Susanne Göbel, die in den USA den Verein People First lange Zeit begleitet hat, hat beim bifos Seminare für die Zielgruppe der Menschen mit Lernschwierigkeiten durchgeführt. So hat sie in Deutschland den Verein People First - Netzwerk Mensch zuerst e.V. entwickelt. Bifos hat also zu vielen Initiativen innerhalb der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung den Anstoß gegeben. Aber wir haben nie eine Idee für uns allein beansprucht, wir wollten immer nur etwas in Gang setzen und sich dann selbst entwickeln lassen. So waren wir Geburtshelfer\*innen für ganz viele Themen, die auch heute noch aktuell sind.

## Eigene Meilensteine der Behindertenbewegung

**In den vergangenen Jahrzehnten gab es viele behindertenpolitische Meilensteine, zum Beispiel die Umbenennung von der Aktion Sorgenkind zur Aktion Mensch. Was meinen Sie: Welchen Meilenstein haben Sie mitgesetzt?**

Ich war nicht immer an der vordersten Front, aber ich habe die wichtigen Ideen immer aktiv unterstützt. Im Vorfeld der Umbenennung der Aktion Sorgenkind in Aktion Mensch, beispielsweise, kam es zu einer Begegnung im bifos hier in Kassel, das als Zentrum der Behindertenbewegung galt. Wir hatten die Aktion Sorgenkind öffentlich angefeindet, weil sie immer ein ganz reaktionäres und defizitäres Bild von Behinderung mitgeprägt hat und wir nicht als „Sorgenkinder“ gesehen werden wollten. Dieser Begriff hat uns sehr verletzt. Ich erinnere mich, dass die Aktion Sorgenkind damals ein neues Pressemanagement hatte, das mit uns Kontakt aufnehmen wollte. Sie hatten in ihrer Satzung gerade ein neues Thema – Aufklärung über Behinderung – verankert und wollten die Aufklärung über die Rechte behinderter Menschen gemeinsam mit uns betreiben. Sie kamen also zu uns wie in die Höhle des Löwen. Wir waren zu dritt. Die Macher\*innen der Aktion Mensch haben uns ihre wirklich gute Aufklärungskampagne vorgestellt. Aber auf jedem Plakat stand unten „Aktion Sorgenkind“. Wir haben ihre Kampagne zerpfückt: Auf der einen Seite werden selbstbewusste behinderte Menschen propagiert und unten steht dann, sie seien „Sorgenkinder“, die bedauert werden müssen, die nicht selbst in der Lage sind, über sich zu bestimmen? Wir haben harte Diskussionen geführt, aber auch Annäherungen erreicht. Ich war dann auf den großen Veranstaltungen, auf denen es um die Namensänderung ging und habe dort auch einmal einen Vortrag gehalten. Ich habe diesen Prozess immer mitbegleitet. Die Namensänderung war ein wichtiges Symbol, weil sie es uns ermöglicht hat, neue Finanzierungsquellen zu erschließen. Von der Aktion Sorgenkind konnten wir kein Geld entgegennehmen, von der Aktion Mensch schon. Allerdings gibt es für mich immer noch Kritikpunkte, zum Beispiel, dass behinderte Menschen nur ganz am Rand über die Vergabe der Gelder mitbestimmen können. Bei der Aktion Mensch sind eher die traditionellen Selbsthilfe- oder Behindertenorganisationen vertreten, bei denen die Stimme der betroffenen behinderten Menschen nur eine geringe Rolle spielt.

Außerdem war ich natürlich auf den Veranstaltungen für die Aktion Grundgesetz aktiv, für die Aufnahme der Rechte behinderter Menschen in das Grundgesetz.

Und ich war am Kampf für ein Gleichstellungsgesetz für behinderte Menschen beteiligt, also daran, das Thema Behinderung in ein Antidiskriminierungsgesetz aufzunehmen. Ich habe, zum Beispiel, auf einer entsprechenden Anhörung im Bundestag gesprochen. Das alles waren wichtige Meilensteine für mich persönlich.

## Hochschullehre als Bewusstseinsbildung

**Heute sind Sie Hochschullehrerin und haben in der Lehre hauptsächlich mit nichtbehinderten Studierenden zu tun. Hat sich Ihre Perspektive dadurch geändert? Wie vermitteln Sie Studierenden die Sichtweise von behinderten Menschen?**

Meine Perspektive hat sich gar nicht so stark verändert. Mit Studierenden hatte ich während meiner ganzen beruflichen Laufbahn zu tun. Mir ist vor allem wichtig, dass die Studierenden selbst einen Perspektivwechsel vollziehen. Ich bin oft erstaunt, mit welchen festgefahrenen Bildern von Behinderung die jungen Menschen schon ankommen – Bilder von behinderten Menschen als defizitären Menschen, die man ihrer nichtbehinderten Umgebung möglichst anpassen muss. Das Bild, dass immer Menschen übrigbleiben, die nicht in die Gesellschaft integrierbar sind und die deshalb Sondersysteme brauchen, sitzt noch ganz fest in den Köpfen, auch bei jungen Studierenden. Ich versuche dann immer einen Perspektivwechsel zu vermitteln: Inklusion bedeutet nicht, parallele Lebenswelten für behinderte Menschen aufzubauen, sondern gleiche Rechte für alle innerhalb der Gesellschaft zu realisieren. Wenn das einmal erreicht ist, muss man auch nicht mehr von Inklusionskindern oder Inklusionsprojekten sprechen, weil es dann nicht mehr diese zwei verschiedenen Gruppen gibt – die Behinderten und die Nichtbehinderten. Es geht darum, diese Hierarchie langfristig abzubauen und zu sagen: „Es gibt unterschiedliche Menschen. Die einen sind so, die anderen sind so. Wir müssen schauen, was braucht jeder einzelne Mensch, damit er gleichberechtigt teilhaben kann.“ Ich freue mich immer, wenn am Ende einer Lehrveranstaltung Studierende die Rückmeldung geben, sie seien aufgerüttelt worden und es sei für sie zunächst sehr irritierend gewesen, aber sie hätten nun verstanden, dass behinderte Menschen eine andere Perspektive haben als die Mainstream-Perspektive in der Gesellschaft. Das ist der Schwerpunkt meiner Lehre: Die Perspektive betroffener Menschen in den Mittelpunkt zu stellen.

In der Forschung befasse ich mich momentan überwiegend mit dem Thema Empowerment: Ist Empowerment sinnvoll? Wie kann man es sinnvoll umsetzen? Wir wirkt es überhaupt? Spielt beispielsweise der Peer-Aspekt eine Rolle? Solche Fragen treiben mich um.

## **Die Geschlechterfrage in der Behindertenpolitik**

**Behinderte Frauen und behinderte Männer haben einen unterschiedlichen Stand in der Gesellschaft. Wie wirkt sich das konkret aus? Und hat sich in den letzten zwanzig Jahren daran etwas geändert?**

In den 1980er Jahren hatten sich behinderte Frauen zusammengeschlossen und ihre Lebenssituation analysiert. Diese Analyse ist bis heute aktuell geblieben. Carola Ewinkel und ich haben damals gemeinsam mit vielen anderen behinderten Frauen ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: „Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau“. Dieser Titel sagt schon sehr viel aus. Diese Perspektive findet sich nach wie vor in der Gesellschaft: Der behinderte Mensch ist geschlechtsneutral. Das verdeutliche ich immer gerne an den Toilettentüren. Es gibt Toiletten für Frauen, es gibt Toiletten für Männer, und es gibt Toiletten für Behinderte. Die teilen sich Männer und Frauen. Der nächste Punkt ist: Genauso, wie es zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen Unterschiede in den Lebensperspektiven und Lebenschancen gibt, gibt es Unterschiede zwischen behinderten Männern und behinderten Frauen. Behinderte Frauen haben auf dem Arbeitsmarkt nachweislich nur ganz geringe Chancen. Sie sind die Schlusslichter auf dem Arbeitsmarkt. Auch in den Behindertenwerkstätten ist die Zahl der behinderten Frauen höher als die der behinderten Männer. Man findet die behinderten Frauen also dort, wo es wenig berufliche Perspektiven und kein Geld gibt. Auf dem freien Arbeitsmarkt haben sie die geringsten Chancen. Unterschiede gibt es auch beim Thema sexuelle Gewalt: Da gibt es ja auch bei nichtbehinderten Menschen einen großen Unterschied zwischen Männern und Frauen, Frauen sind generell stärker von Gewalt betroffen. Eine neue Studie besagt aber, dass behinderte Frauen viermal so häufig von Gewalt betroffen sind wie nichtbehinderte. Das ist eine erschreckende Zahl. Das hieße, dass kaum eine behinderte Frau nicht schon einmal von Gewalt betroffen war. Behinderte Frauen werden grundsätzlich als leichte Opfer gesehen. Man weiß, dass insbesondere Sonderstrukturen, die von starken Hierarchien geprägt sind, sexuelle Ausbeutung begünstigen. Daher ist für die behinderten Bewohnerinnen bzw. Tagesbesucherinnen von Einrichtungen die Gefahr am höchsten, sexuell ausgebeutet zu werden. Das ist auch ein Unterschied zu behinderten Männern. Ein weiterer Unterschied ist das Thema der Elternschaft. Wird ein behinderter Mann Vater, ist das erst einmal kein Thema, weil man ihm ja nichts ansieht. Und wenn das Kind da ist, gilt immer noch das alte Rollenbild, dass vor allem die Frau dafür verantwortlich sei. Ein behinderter Vater wird kaum gefragt: „Wie kriegst du deine Vaterrolle in den Griff?“ Das ist bei behinderten Frauen anders. Bei ihnen wird angezweifelt, ob sie überhaupt die Mutterrolle übernehmen können. Die stärksten Vorurteile gibt es bei Frauen mit einer Lernbeeinträchtigung, also sogenannten „geistig behinderten“ Frauen. Denen wird überhaupt nicht zugestanden, dass sie Elternfähigkeiten oder Mutterfähigkeiten entwickeln könnten. Und auch da gibt es einen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Das sind Fragen, die das Leben stark bestimmen – Beruf, Gewalt, Elternschaft. Beruf und Elternschaft strukturieren das Leben sehr stark, und die Folgen von Gewalt können das Leben nachhaltig oder für immer negativ beeinflussen. Aber wenn wir uns selber als eine geschlechtsneutrale Masse von Behinderten sehen, dann ändern wir nichts. Deshalb haben wir von Anfang an speziell auf dieses Thema aufmerksam gemacht und eine behinderte Frauenbewegung initiiert. Das kam nicht immer gut an bei den



behinderten Männern, die unsere Initiative zunächst als Spaltung empfunden haben. Aber ich behaupte, dass sich die Situation behinderter Frauen in den letzten 25 Jahren nur marginal verändert hat. Durch die zunehmende Barrierefreiheit ist es für körperbehinderte Frauen mittlerweile ein bisschen leichter geworden, die Versorgung eines Kindes zu gewährleisten. Es ist ein bisschen leichter geworden, sich im öffentlichen Raum zu bewegen und öffentliche Verkehrsmittel in Anspruch zu nehmen. Der Kindergarten ist vielleicht auch barrierefrei, aber dann wahrscheinlich nicht mehr die Schule. Insgesamt hat sich die Lebenssituation behinderter Frauen nur geringfügig verbessert. Nach wie vor finden sie keine Arbeit, nach wie vor werden sie bevorzugt Opfer von sexueller Gewalt, und je nachdem, welche Art von Beeinträchtigung sie haben, werden ihre Mutterfähigkeiten in Frage gestellt. Und nach wie vor ist diese gesamte Diskriminierung kaum Thema. Auch in der pädagogischen und behindertenpädagogischen Literatur oder der Literatur zur Sozialen Arbeit kommt dieses Thema so gut wie nicht vor. Das heißt aber, wenn man diese geschlechtsspezifischen Bedingungen während der Ausbildung nicht thematisiert, wird später auch in der praktischen Arbeit keine Rücksicht darauf genommen. Insofern herrscht da noch großer Handlungsbedarf.

## Mütter und Töchter

**Wie sieht Ihre Tochter Sie heute? Wie haben Sie die Beziehung zwischen Ihnen und Ihrer Tochter erlebt?**

Für meine Tochter war es von Anfang an Realität, dass ihre Mutter im Rollstuhl sitzt. Einmal hat mich eine nichtbehinderte Frau gefragt: „Hat sich Ihre Tochter mittlerweile daran gewöhnt, dass Sie im Rollstuhl sitzen?“ Da war das Kind drei Jahre alt. Ich habe geantwortet und meinte das auch ganz im Ernst: „Meine Tochter hat sich allmählich daran gewöhnt, dass andere Mütter nicht im Rollstuhl sitzen.“ Mit zwei oder drei Jahren hatte mich meine Tochter einmal gefragt: „Mama, warum haben andere Mamas keinen Rollstuhl?“ Sie fand das höchst bedauerlich, weil sie es großartig fand, dass sie bei mir, wenn sie müde war, auf dem Schoß sitzen konnte. Das ist heute bei meiner kleinen Enkelin genauso: Sie will lieber bei mir auf dem Schoß sitzen als im Kinderwagen. Bei mir hat sie Körperkontakt, außerdem sitzt sie höher und ist viel näher am Geschehen. Sie kann alles mitmachen und miterleben, was ich mache – ganz nah und direkt. Die Perspektive meiner Tochter war also immer die, dass es normal ist, dass ihre Mutter im Rollstuhl sitzt und sie sich an die nichtbehinderte Umwelt erst gewöhnen musste. Es gab Phasen, in denen ihr aufgefallen ist, dass ich anders bin. Das war vor allem im Kindergarten und in der Schule. Ich habe sie später einmal gefragt, wie das für sie gewesen war. Da meinte sie, manchmal wäre es für sie unangenehm gewesen, wenn die anderen Kinder sie danach gefragt hätten. Richtig unangenehm sei es dann geworden, wenn jemand Mitleid geäußert habe in der Art von „Ach, deine arme Mama“. Für sie selbst war ich im Rollstuhl ja ganz normal. Sie hat sich entwickelt wie andere Kinder auch. Als sie in der Pubertät war, hat sie gegen mich rebelliert. Es gab harte Phasen, in denen sie um ihre Autonomie und gegen Regeln gekämpft hat und in denen ich für die Einhaltung der Regeln gekämpft habe. All das gab es bei uns wie anderswo auch. Rückblickend glaube ich, dass sie ganz viel Positives mitgenommen hat – einen starken Sinn für Gerechtigkeit, ein großes Interesse an Vielfalt. Sie hat ja von klein an miterlebt, wie bei uns mit ganz unterschiedlichen Behinderungen umgegangen wurde. Wenn zum Beispiel unsere politische Initiative bei uns im Wohnzimmer zusammenkam, dann saßen da Menschen, die blind waren, einer, der nur sehr schwer verbal kommunizieren konnte, weil er Spastiker war, Rollstuhlfahrer waren da – meine Tochter hat von Anfang diese Vielfalt kennengelernt und gelernt, damit umzugehen. Das merkt man bei ihr auch im Alltag an. Sie verfügt über große Toleranz und ein starkes Gerechtigkeitsbewusstsein. Bei uns wurden auch bei Tisch zum Beispiel Themen diskutiert wie Pränatal-Diagnostik und welches Bild von Behinderten damit verbunden wird, oder was Bioethik bedeuten kann in Bezug auf Menschen mit Behinderungen. Meine Tochter hat auch dabei eine sehr dezidierte Sichtweise entwickelt, und das freut mich.

## Sabbatjahr – für neue Ideen

**Sie sind jetzt schon seit einigen Jahren Hochschullehrerin und Forscherin. Was steht als nächstes auf der Agenda von Gisela Hermes?**

Ich mache als nächstes ein Sabbatjahr. Alle paar Jahre muss ich meinen Geist lüften und etwas Neues angehen. Ich bin jetzt seit zehn Jahren Hochschullehrerin und brauche neue Ideen in meinem Kopf. Die können nur wachsen, wenn Freiraum da ist. Ein konkretes Ziel habe ich im Moment nicht. Aber ich bin mir ganz sicher, dass ich wieder Dinge auf neue Art verknüpfen werde, die ich bis jetzt noch nicht miteinander verknüpft habe.

